



Foto: Jens Heise

Jung, frech, brutal?

Erziehung und Gewaltbelastung von Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte

von Hacı-Halil Uslucan

1. Einleitung: Jugend und Gewalt

Die Jugend stellt, unabhängig vom kulturellen und sozialen Hintergrund, im Lebenszyklus des Menschen eine besonders gefährdete Phase dar, denn sie ist eine Zeit physischer (Pubertät) und psychischer Umbrüche. In der Regel kann der Jugendliche den gewöhnlichen Schon- und Schutzraum des Kindes nicht mehr beanspruchen, hat aber andererseits auch noch nicht uneingeschränkte Verantwortlichkeiten und volle Partizipationsmöglichkeiten an der Lebenswelt der Erwachsenen. Er befindet sich also in einem Schwellenzustand, der zugleich eine entscheidende Phase der Identitätsbildung darstellt. In der Jugend werden Fragen nach der persönlichen und sozialen Identität relevant, also die Frage danach, wer man ist, wer man sein kann, wer man sein möchte und als wer man von einer relevanten Bezugsgruppe gesehen werden möchte. Nicht zuletzt stellt die Jugend eine Experimentierphase dar: Verschiedene Verhaltensweisen werden ausprobiert und eventuell nach erfolgten Reifungsprozessen wieder eingestellt; das gilt beispielsweise auch für verschiedene Formen gewaltförmiger Auseinandersetzungen, obwohl hier starke geschlechtsspezifische Unterschiede in den Ausprägungen vorherrschen: Während aggressive Akte sich bei Jungen eher offen und direkt in Form von physischer Verletzung und Raufereien zeigen, tendieren Mädchen eher dazu, indirekte aggressive Verhaltensweisen zu zeigen, das heißt verbal oder „relational“ den anderen zu verletzen. Mit relationaler Verlet-

zung ist das Bemühen gemeint, die Beziehungen einer Person zu einer anderen zu zerrütten oder Gerüchte über diese Person zu verbreiten und ihr so einen Schaden zuzufügen. Diese geschlechtsspezifischen Unterschiede beginnen schon zwischen dem vierten und dem fünften Lebensjahr und vergrößern sich nach Schuleintritt.

Studien zu devianter Jugendentwicklung werten das Alter, ab wann eine kriminelle Tat begangen wird („age of onset of antisocial behavior“), sowie die Deliktsschwere bei der Ersttat als einen recht zuverlässigen Hinweis für eine spätere kriminelle Belastung für beide Geschlechter (Gove, 1985). Was den Höhepunkt der Gewalthandlungen betrifft, so ist die Forschung eher uneinheitlich: Einigen Studien zufolge liegt sie im Alter von 17 Jahren, andere beobachten den „Peak“ in der Altersphase von 15 Jahren (Moffitt, 1993). Oft werden bei der Entwicklung des aggressiven Verhaltens Frühstarter von Spätstartern unterschieden, wobei das Alter von 14 Jahren als „Marker“ zugrunde gelegt wird (Piquero & Chung, 2001). Diese beiden Gruppen zeigen markante Unterschiede, sowohl was die Ätiologie, als auch den Verlauf, die Prognose und die Behandlung von Gewalthandlungen betrifft.

Mit aggressiven Verhaltensweisen geht oft auch ein hyperkinetisches Verhalten einher, was dann in vielen Fällen zu Sekundärproblemen wie Schul- und Leistungsschwierigkeiten führt. Des Weiteren sind gehäuft auch Aufmerksamkeitsdefizite, Depressionen und Angststörungen bei aggressiven Kindern vorzufinden; deshalb spricht die Forschung von komorbiden

Störungen. Mehrfachbelastete weisen in der Regel auch eine ungünstigere therapeutische Perspektive auf (Döpfner et al., 1998). Und wenn dieses aggressive Verhalten auf verschiedene Lebensbereiche übertragen wird (also nicht nur in der Schule oder der Kindertagesstätte auftritt), wird das gewaltförmige Verhalten insgesamt stabiler und resistenter gegenüber (positiven) Veränderungen. Deshalb sind Interventionsversuche, die Jugendliche in Kontexte bringen, in denen sich andere Jugendliche mit einer gewaltbegünstigenden Lebens- und Familiengeschichte befinden (so etwa Jugendgefängnis etc.) psychologisch eher kontraproduktiv, weil diese den betroffenen Jugendlichen kaum die Möglichkeiten geben, andere, etwa prosoziale Verhaltensweisen zu erlernen, sondern eher das bisherige, von Gewalt gekennzeichnete Verhalten verfestigen.

Entwicklung gewalttätigen Verhaltens hängt von Bildung ab

Was den Beitrag der Familie zur Entwicklung und Verstärkung jugendlicher Gewalt betrifft, so sind hierbei folgende Aspekte zu berücksichtigen:

- a) ein elterlicher Erziehungsstil, der sich durch geringe emotionale Nähe und Unterstützung sowie durch elterliche Gewalt auszeichnet,
- b) ein hohes Ausmaß an elterlichen Konflikten, die dann meistens in feindselig ausgetragene Streitepisoden münden,
- c) ein wenig kontrollierendes sowie ein inkonsistentes, unberechenbares Erziehungsverhalten der Eltern.

In einigen Studien wurden jedoch auch kleinere neurologische Defizite bereits kurz nach der Geburt bei Personen beobachtet, die später einer erhöhten Gewaltbelastung und antisozialen Verhalten ausgesetzt waren (Moffitt, 1993). Denn interindividuelle Unterschiede in der Hirntätigkeit können gewaltrelevante Faktoren wie Temperament und Impulskontrolle (Erregbarkeit), aber auch natürliche kognitive Fähigkeiten wie das Argumentieren beeinflussen. So widersetzen sich Kinder mit schwierigem Temperament häufiger den elterlichen Erziehungsbemühungen, und

sie werden auch häufiger von Gleichaltrigen und Erwachsenen abgelehnt. Daher entwickeln sie eher eine feindselige Persönlichkeit und wenden oft selber „vorsorglich“ Gewalt an. Dann finden reziproke Interaktionen zwischen Persönlichkeitsmerkmalen und den Umweltreaktionen statt. Die meisten von ihnen schaffen es nicht, langandauernde, durch Loyalitäten gekennzeichnete Freundschaften zu unterhalten. Dadurch entgehen ihnen aber auch immer wieder Chancen, konventionelle soziale Fertigkeiten zu erlernen.

Darüber hinaus ist die Entwicklung gewalttätigen Verhaltens in Abhängigkeit vom Bildungshintergrund zu sehen. Das gilt sowohl für intrakulturelle als auch interkulturelle Variationen der Gewaltausprägung. So ist gut dokumentiert, dass insbesondere leistungsschwache Schüler, Schüler mit Lernschwierigkeiten, Konzentrationsschwierigkeiten etc., die womöglich bedingt sind durch ihr auffälliges abweichendes Sozialverhalten, höherem psychischen Druck ausgesetzt sind, dem sie wiederum mit Aggressionen begegnen. Gewalt kann dann eine Form der Bewältigung bilden, wie Jugendliche den Schulfrust abbauen und sich Macht und Anerkennung zu verschaffen versuchen, die mit anderen Mitteln nicht zu erlangen sind. So ist auch eine höhere Gewaltbelastung von Hauptschülern bzw. Sekundarschülern gegenüber Gymnasiasten ein Befund, der sich durch nahezu alle Studien zieht (Popp u. a. 2001; Babka von Gostomski, 2003). Der besuchte Schultyp kann dabei als ein Indikator der beruflichen Zukunftsperspektiven von Jugendlichen gedeutet werden. Schüler mit einem schlechten oder fehlenden Schulabschluss erkennen, dass ihre Zukunft eher unplanbar ist und sie ökonomischen Lagen weitestgehend ausgeliefert sind. Diese Resignation kann in Aggression oder andere deviante Verhaltensweisen münden.

2. Lebensweltliche Risiken und Gewaltbelastungen von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund

Was die Gewaltbelastung von Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte betrifft, so ist diese Rate in der sozial-

wissenschaftlichen Diskussion völlig uneinheitlich: In einigen Studien weisen Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte deutlich höhere Belastungen auf (z. B. Pfeiffer und Wetzels, 2000), in anderen Studien (wie etwa bei Babka von Gostomski 2003) nur unter der Bedingung höherer Anerkennungsdefizite im Alltag. In unserer eigenen Studie werden entweder keine Unterschiede oder nur leicht höhere Werte berichtet, die sich insbesondere bei der höheren Rate der Gewaltakzeptanz und der höheren Rate der beobachteten Elterngewalt zeigen (Uslucan, Fuhrer & Mayer, 2005). So wird vor allem in einer großen repräsentativen Studie des Familienministeriums deutlich, dass insbesondere die partnerschaftliche Gewalt bei Familien mit Zuwanderungsgeschichte höher ist (Schrötle, 2007).

Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte leben riskanter

Festzuhalten ist jedoch: Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte haben in dieser Lebensphase deutlich anspruchsvollere Entwicklungsaufgaben als Einheimische zu bewältigen und leben in riskanteren Konstellationen. Sie haben – neben der Aufgabe, eine angemessene Identität und ein kohärentes Selbst zu entwickeln – sich auch noch mit der Frage der Zugehörigkeit zu einer Minderheit auseinanderzusetzen und eine „ethnische Identität“ auszubilden. Gerade Jugendliche, die in einem bi-kulturellen Kontext leben und die Mehrheitskultur womöglich als ablehnend, feindlich und diskriminierend erleben, laufen Gefahr, ein gebrochenes Selbstbild zu entwickeln. Zirkuläre Kausalitäten wie geringes Selbstwertgefühl, schlechte Schulleistungen und dadurch ein noch geringeres Selbstwertgefühl können diese Krisen verschärfen und Migrantenjugendliche einem höheren Gewaltisiko aussetzen. Zugleich ist auf eine größere Präsenz von Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte in Hauptschulen hinzuweisen, die für die Deutung von Gewaltstatistiken von erheblicher Relevanz ist.

Und auch bei den neurobiologischen Störungen als Verursachungsquelle liegt

für Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund potenziell ein höheres Risiko, da ihre *Störungen* aufgrund von Zugangsbarrieren zu Experten, sprachlichen Schwierigkeiten und der Bildung ihrer Eltern seltener von diesen und den Professionellen erkannt werden, dadurch eine frühe Intervention versäumt wird und statt dessen diese vielfach eher eine kulturalistische Deutung erfahren, d. h. einem „heißblütigen Temperament“ von Südländern bzw. ihrem hohen Aktivierungsniveau zugeschrieben, jedoch nicht als eine (behandlungsbedürftige) Störung der Impulskontrolle betrachtet wird.

Neurobiologische Störungen werden kulturalistisch gedeutet

Aus entwicklungspsychologischer Perspektive liegt ein weiteres Risiko in Migrantenfamilien im jungen Alter der Mütter sowie einer hohen Geschwisterzahl in dichter zeitlicher Nachbarschaft der Geburten: So erfahren bei mehr als drei Geschwistern insbesondere die älteren Kinder zu wenig Aufmerksamkeit und Zuwendung; und bei Altersabständen unter zwei Jahren steigt auch die Wahrscheinlichkeit für eine spannungsreichere Adoleszenz – denn Geschwister ähnlichen Alters konkurrieren mehr um gleiche Ressourcen als Geschwister mit größerem Altersabstand. So lässt sich in einigen Studien zeigen, dass gerade mal 24 % der deutschen 8- bis 9-jährigen Kinder Altersabstände unter zwei Jahren zu einem benachbarten Geschwisterteil haben, aber bei Migrantenkindern diese Rate ca. 80 % beträgt (Marbach, 2006).

Jugendliche und Eltern mit Zuwanderungsgeschichte durchlaufen in der Regel unterschiedliche Akkulturationsprozesse (Anpassung an die neue kulturelle Umwelt): Durch Schulbesuch und zwanglosen Kontakt mit Einheimischen haben sie oft bessere Sprachkenntnisse als ihre Eltern, aber auch oft bessere Kenntnisse über institutionelle Abläufe. In einigen Fällen führt dieses unterschiedliche Akkulturationstempo zu Parentifizierung und Rollendiffusion bei Kindern und Jugendlichen. Das heißt, diese übernehmen dann Elternfunktio-

nen in der Sozialisation ihrer Eltern, weil der Zugang zu wichtigen Ressourcen für die Familie nur über bessere Sprachkenntnisse garantiert ist. Durch diesen Prozess werden jedoch übliche Rollenerwartungen erschüttert, auch eine gewisse Abhängigkeit der Eltern von ihren Kindern geschaffen, die zu einer Umkehr der traditionellen, hierarchischen Eltern-Kind-Beziehung führen und die Erziehungsarbeit der Eltern erschweren kann. Werden diese Spannungen größer, so kann auch Gewalt eine Reaktion der Eltern sein, um Autonomie wieder zu erlangen.

Ein weiteres familiales Risiko liegt in den beengten Wohnverhältnissen von Migranten, in denen eine individuelle Entfaltung, eigenen Hobbies nachzugehen, für Jugendliche schwerer möglich ist. Deshalb wird vermehrt die Straße als Sozialisationsraum aufgesucht, womit vermehrt Gelegenheiten für gewaltförmiges Verhalten geschaffen und größere Sichtbarkeit gegeben sind. So zeigt beispielsweise der Bericht der Integrationsbeauftragten der Bundesregierung, dass der durchschnittliche Wohnraum für einheimische Deutsche ca. 43 qm beträgt, während dieser bei ausländischen Familien nur bei 27 qm liegt. Auch zeigte sich bereits in früheren Studien, dass ein Zusammenhang zwischen dem Unterstützungsverhalten der Mutter und dem verfügbaren Wohnraum besteht: So war die durchschnittliche mütterliche Zuwendung und Unterstützung deutlich geringer, wenn die Familien beengt wohnten (Flade, 1986).

Für ein erweitertes Verständnis der Gewaltbelastungen von Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte sind auch die sozialen Risiken zu berücksichtigen, denen sie unabhängig von ihrem eigenen Verhalten ausgesetzt sind: Exemplarisch ist hier auf die Studien der Jugendpsychiaterin Renate Schepker (2009) zu verweisen, die folgende kulturunabhängige, aber mit Gewalt assoziierte Risiken von Migranten unterstreicht: Während die Armutshäufigkeit bei deutschen Schülern bei etwa 8 % lag, betrug sie bei türkischstämmigen etwa 23 % und bei russischstämmigen 29 %. Das Armutsrisiko erhöht seinerseits das Risiko für psychiatrische Störungen, und zwar für Ängste um das 1,7fache und

für Dissozialität um etwa das 4,7fache (Hölling et al. 2007).

Die Misshandlungsrate bei arbeitslosen und Sozialhilfe empfangenden Eltern ist mehr als doppelt so hoch wie bei ökonomisch besser gestellten Familien. Vor allem türkischstämmige haben über Jahrzehnte eine etwa doppelt so große Arbeitslosigkeitsrate im Vergleich zu Einheimischen; und auch wenn sie Arbeit haben, so sind sie viel häufiger in prekären, unsicheren Arbeitsverhältnissen beschäftigt.

Traditionelle Männlichkeitskonzepte stellen kulturelle Gewaltrisiken dar

Obwohl hier die Bedeutung der sozialen Risikofaktoren eminent ist, sollen einige kulturspezifische Gewaltrisiken für junge Männer, insbesondere bei türkischstämmigen und arabischen jungen Männern, nicht verschwiegen werden: Gemeint sind vor allem traditionelle Männlichkeitskonzepte, bei denen Maskulinität stark an Dominanz und körperliche Stärke gebunden ist, was ihre Disposition zur Gewalt steigert. Das wird bei den sogenannten Ehrkonflikten oder Ehrverletzungen besonders deutlich, in denen nicht die Gewaltvermeidung, sondern die gewalttätige Auseinandersetzung als normativ erachtet wird, um das Gesicht zu wahren, um eine integre Identität aufrechtzuhalten. Ehrverletzende Beleidigungen werden aus der Sicht des Beleidigten als Herausforderungen wahrgenommen, die unabdingbare, oft gewalttätige Entgegnungen erfordern. Diese Herausforderung nicht anzunehmen und sich dieser „Logik der Herausforderung“ nicht zu stellen, wird als eine Niederlage und als ein Ausschluss aus dem Kreis der ehrenwerten Männer erlebt. Aus der Perspektive des Handelnden ist nicht das Unterliegen in einer gewaltsamen Auseinandersetzung, sondern vielmehr, sich dem Kampf zu entziehen, das größere Übel.

Über die Lebensspanne betrachtet und auf die „kriminelle Karriere“ fokussiert, ist auch der Hinweis wichtig, dass bei der Strafzumessung hinsichtlich gleicher Delikte (Jugenddelinquenz) Migranten eine etwas härtere Sanktions-

praxis erfahren als Einheimische. Insofern ist als weiteres Gewaltrisiko bei den schon Auffälligen denkbar, dass mit den dadurch verbundenen längeren Gefängnisaufenthalten und den negativen Peer-Einflüssen im Gefängnis dynamisch auch ihr weiteres Kriminalitätsrisiko steigt.

Jedoch gilt es, spätestens hier, um Stigmatisierungen vorzubeugen, zu unterstreichen, dass die überwiegende Mehrzahl der Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte es ja schafft – obwohl sie, wie aufgezeigt, in riskanteren Lebensbedingungen aufwachsen – dennoch weder mit Gewalt und Devianz noch mit Pathologien aufzufallen.

Und es muss betont werden, dass ein lediglich auf ethnischen bzw. staatsbürgerlichen Unterschieden basierender Vergleich in der Regel zu einer statistischen Verzerrung der Kriminalitätsbelastung von Migrantenjugendlichen führt, weil diese sich viel häufiger aus schlechter gestellten sozialen Schichten rekrutieren und es hierbei deshalb zu einer Konfundierung von Ethnie und Schicht kommt.

3. Erziehung in Familien mit Zuwanderungsgeschichte

Kulturvergleichende Studien zu elterlicher Erziehung belegen, dass die Annahmen der westlich geprägten Forschung (Baumrind, 1991; Darling & Steinberg, 1993) bspw. mit ihrem favorisierten autoritativen Erziehungsstil, der sich durch hohe Zuwendung, Unterstützung, Wärme und Gewährung hoher Selbständigkeit bei gleichzeitig hohen Forderungen an das Kind auszeichnet, in erster Linie als optimal in einem westeuropäischen bzw. amerikanischen Kulturkontext gilt. Im Kontrast hierzu wird angenommen, dass ein autoritärer Erziehungsstil (d. h. eine rigide Durchsetzung der elterlichen Autorität, geringe Selbständigkeit und hohe Kontrolle des Kindes) sich eher ungünstig auf die Entwicklung von Kindern auswirkt (Baumrind, 1991). Allerdings ließen sich diese Befunde nicht für die Erziehung in allen Kulturen verallgemeinern (Leyendecker, 2003). Auch Schneewind (2000) weist daraufhin, dass ein autoritärer Erziehungsstil unter bestimmten Umständen, und zwar dann, wenn das Kind in entwicklungsgefährdenden

bzw. delinquenzförderlichen Umwelten aufwächst, was in einigen Fällen für türkische Jugendliche zu vermuten ist, als durchaus funktional und sinnvoll zu betrachten ist. Ferner ist – basierend auf früheren Befunden – davon auszugehen, dass das erzieherische Verhalten türkischer Eltern wesentlich von ihrem Ausbildungsniveau beeinflusst wird, wobei eine längere Schulbildung mit geringeren traditionellen Geschlechterrollenorientierungen und geringeren behütenden Erziehungseinstellungen einher ging (Nauck, 1990). Bereits in früheren Studien hatten Nauck und Özel (1986) gezeigt, dass Familien türkischer Herkunft in der Aufnahmegesellschaft einen stärker behütenden und kontrollierenden Erziehungsstil als Familien in der Türkei entwickeln, weil sie aus ihrer subjektiven Sicht in Deutschland die Umwelt ihres Kindes als gefährdender erleben.

Zugleich haben Migrantenjugendliche sowohl eine deutlich engere emotionale Bindung zu ihren Eltern als auch mehr Konflikte mit ihnen. Ihre Lebenswelten sind auch heterogener als die der Einheimischen; u. a. kommt bei ihnen mit dem Themenspektrum um ihre Integration/Assimilation ein zusätzliches Konfliktfeld hinzu, das in dieser Form bei deutschen Jugendlichen nicht vorhanden ist (Seiser, 2006).

Was zunächst als widersprüchlich und unplausibel erscheint (engere Bindung und hohe Konflikte), scheint im Alltag dennoch psychisch stabilisierend zu

wirken: Denn die Effekte einer strengen Disziplinierung sind bei einer emotional warmen Beziehung zwischen Eltern und Kindern nicht so gravierend wie bei einer emotional problematischen Beziehung (Beelmann, Stemmler, Lösel & Jaurisch, 2007, Uslucan, 2003). Insbesondere mütterliche Wärme wirkt als Puffer gegen ungünstige Einflüsse bis in das Jugendalter positiv hinein; die Wärme scheint also die kontrollierenden und disziplinierenden Anteile der Erziehung der Eltern akzeptabel zu machen, wie sie beispielsweise in türkischen Elternhäusern vermehrt vorkommen.

Ergebnisse einer Studie über elterliche Gewalterfahrung

Im Folgenden werden Ergebnisse einer Studie von Uslucan, Fuhrer und Mayer (2005) mit deutschen und türkischstämmigen Jugendlichen im Alter von 13 bis 16 Jahren berichtet. Darin wurde unter anderem gefragt, in welchem Ausmaß Jugendliche sowohl Opfer als auch Zeugen elterlicher Gewalt geworden sind.

Die Tabelle verdeutlicht zunächst, dass mit über 80% in beiden Gruppen der eindeutig überwiegende Teil der Jugendlichen weder Opfer mütterlicher noch väterlicher Gewalt geworden ist. Hinsichtlich der mütterlichen Gewalt wird deutlich, dass 10,6% der deut-

Tabelle 1:

Gewalt im Elternhaus von deutschen (D) und türkischen Jugendlichen (T); (Angaben in prozentualer Häufigkeit)

Item		nie	selten	manchmal	oft – sehr oft
Meine Mutter hat mir eine runter gehauen.	D	87.0	10.6	1.7	0.6
	T	83.6	13.1	2.3	0.9
Mein Vater hat mir eine runter gehauen.	D	81.9	12.1	5.3	0.8
	T	84.2	7.9	6.4	1.5
Ich habe gesehen, wie ein Elternteil den anderen mit der Hand geschlagen hat.	D	84.8	7.6	5.5	2.1
	T	78.4	10.2	7.4	4.0

schen und 13 % der türkischen Jugendlichen selten der Gewalt ihrer Mutter ausgesetzt waren. Fasst man jedoch die Werte zu gelegentlichen und häufigeren Gewaltanwendungen zusammen, so berichteten 2,3 % der deutschen und 3,2 % der türkischen Jugendlichen von Viktimisierungen seitens ihrer Mütter. Hinsichtlich der väterlichen Gewalterfahrung berichteten rund 6 % der deutschen und 8 % der türkischen Jugendlichen, des Öfteren der Gewalt ihres Vaters ausgesetzt gewesen zu sein.

Für die Frage, ob und wie stark häuslich erlebte Formen der Gewalt mit der eigenen Gewaltneigung von Jugendlichen zusammenhängen, sind die Korrelationskoeffizienten berechnet worden.

Was den Zusammenhang zwischen familialer Gewalt und eigener Gewaltbelastung betrifft, so lassen sich recht einheitliche Befunde aufzeigen. Häusliche Gewalterfahrungen stehen mit der Billigung von Gewalt bei deutschen wie bei türkischen Jugendlichen in einem hoch signifikanten Zusammenhang ($p < .01$); diese Assoziation ist jedoch bei deutschen Jugendlichen zum einen schwächer ausgeprägt, zum anderen hinsichtlich der väterlichen Gewalterfahrung nicht signifikant. Des Weiteren geht elterliche Gewalterfahrung bei türkischen Jugendlichen positiv mit eigener aktiver Gewaltbelastung einher; für deutsche Jugendliche ist dieser Zusammenhang geringer ausgeprägt. Ein Erleben von elterlicher Gewalt ist bei deutschen Jugendlichen stärker mit der eigenen Gewaltbelastung verknüpft; bei türkischen Jugendlichen scheint dieser „spill-over“-Effekt, das „Überschwappen“ beobachteter Gewalt auf die eigene aktive Gewalttat im Sinne einer Imitierung elterlicher Modelle, eher schwächer ausgeprägt zu sein.

Neben der Erfahrung tätlicher Gewalt wurde im nächsten Schritt untersucht, inwieweit auch bestimmte elterliche Erziehungsstile aus der Perspektive der Jugendlichen gewaltfördernde bzw. gewalthemmende Wirkungen zu entfalten vermögen.

So zeigt sich durchgehend, dass ein aggressiv strenger Erziehungsstil der Eltern in beiden Gruppen mit einer stärkeren aktiven Gewaltbelastung und stärkerer

Tabelle 2:

Zusammenhänge von Gewalt im Elternhaus und eigener Gewaltbelastung; Pearson Korrelationen (Korrelationskoeffizient r ; signifikante Korrelationen fett; $p < 0.01$).

	Deutsche Jugendliche		Türkische Jugendliche	
	Gewaltakzeptanz	Aktive Gewalttat	Gewaltakzeptanz	Aktive Gewalttat
Familiale Gewalt				
Mütterliche Gewalterfahrung	0.18	0.17	0.21	0.28
Väterliche Gewalterfahrung	0.10	0.07	0.18	0.29
Beobachtete Elterngewalt	0.19	0.29	0.14	0.12

Gewaltakzeptanz einhergeht. Hingegen hat die elterliche Unterstützung – insbesondere die mütterliche – eine geringe gewalthemmende Wirkung auf das Verhalten Jugendlicher. Während die elterliche Forderung nach Verhaltensdisziplin bei deutschen Jugendlichen mit einer etwas höheren Gewaltbelastung einhergeht, zeigt dieser Erziehungsstil – obwohl deutlich stärker ausgeprägt – keine verstärkende Auswirkung auf Gewalt bei türkischen Jugendlichen.

4. Präventions- und Interventionsmöglichkeiten

Zuletzt soll auf die Frage eingegangen werden, welche Formen der Prävention und Intervention von Nutzen sein können, auch wenn diese Interventionen sicherlich nicht allein für Migrantenjugendliche, sondern generell für alle Kinder und Jugendlichen in Risikolagen gül-

tig sind. Für die Interventionsforschung gilt als ein zentrales Prinzip, dass frühe Interventionen dann erfolgreich sind, wenn sie an die familialen Werte und die Verwirklichung dieser Werte in Alltagsroutinen anknüpfen, hierbei also auch spezifische kulturelle Einflussfaktoren berücksichtigen. Mit Blick auf Familien mit Zuwanderungsgeschichte heißt das, dass Interventionsmaßnahmen an deren alltagsweltliche Überzeugungen anschlussfähig sein müssen, wenn sie Effekte bei den betroffenen Kindern und Familien bewirken sollen (Guralnick, 2008).

Interventionen wie Präventionen, die sich der Jugendentwicklung bzw. der psychischen Stärkung Jugendlicher verpflichtet fühlen, sollten sich an den sogenannten „Five Cs: competence, confidence, connection, character and caring“ orientieren (Lerner et al., 2005).

Tabelle 3:

Zusammenhänge elterlicher Erziehungsstile (Jugendlichenperspektive) und der Gewaltbelastung deutscher (D) und türkischer (T) Jugendlicher; Pearson-Korrelationen (Korrelationskoeffizient r ; signifikante Korrelationen fett; $p < 0.05$).

Erzieherische Dimension	Gewaltakzeptanz		Aktive Gewalttat	
	D	T	D	T
Aggressive Strenge (Mutter)	0.30	0.33	0.29	0.29
Unterstützung (Mutter)	-0.08	-0.10	-0.13	-0.16
Verhaltensdisziplin (Mutter)	0.17	0.05	0.08	-0.07
Inkonsistenz (Mutter)	0.25	0.27	0.31	0.23
Aggressive Strenge (Vater)	0.28	0.34	0.25	0.36
Unterstützung (Vater)	-0.06	-0.02	-0.09	-0.08
Verhaltensdisziplin (Vater)	0.19	0.11	0.07	-0.04
Inkonsistenz (Vater)	0.28	0.21	0.29	0.23

Diese sind indirekt auch gewalthemend bzw. antisoziales Verhalten unterdrückend. Es sollten also Kompetenzen gestärkt werden, Vertrauen geschaffen werden, soziale Verbindungen gestiftet und Netzwerke hergestellt werden, Jugendliche charakterlich gestärkt und ihnen ein Gefühl von Kümern vermittelt werden, und zwar sowohl, dass sich um Jugendliche gekümmert wird, als auch dass Jugendliche sich um andere kümmern. Darüber hinaus können jene Programme als hilfreich angesehen werden, die Selbstkontrolle bzw. Ärgerkontrolle zum Ziel haben. Es geht dabei darum, in der konkreten Situation die eigene Anspannung, den aufkommenden Ärger, den Auslöser sowie die daran anschließenden negativen und den Ärger bekräftigenden Gedanken zu erkennen, gezielter zu urteilen und schließlich diese Gedanken auch zu ändern. Entspannungsübungen, Atemtechniken und Selbstberuhigungen begleiten diesen Prozess. Denkbar ist der Einsatz solcher Projekte bei Jugendlichen, die in häufige Konflikte aufgrund sogenannter „Ehrverletzungen“, persönliche Beleidigungen etc. verwickelt sind (Uslucan, 2008).

Vertrauen in das Recht wirkt bei Migranten gewaltpräventiv

Auch ist eine Stärkung des Rechtsbewusstseins, eine Verdeutlichung der Normen und der Folgen von Gewalt für die eigene Lebensplanung von Migrantenjugendlichen gewaltpräventiv. Diese Vermutung ist in der Studie von Brüß (2004) empirisch geprüft worden. Darin konnte über verschiedene Gruppen hinweg (türkische Migranten, Aussiedler und deutsche Jugendliche) konsistent belegt werden, dass das Vertrauen in das Rechtssystem sich statistisch signifikant reduzierend auf aggressive antisoziale Aktivitäten auswirkt. Dieser Effekt war sogar bei den türkischstämmigen Jugendlichen noch deutlicher ausgeprägt. Notwendig erscheint es also,

solche Projekte verstärkt in Schulen mit einem hohen Migrantenanteil durchzuführen und hierbei auch die Eltern einzubeziehen, um auf die strafrechtliche Relevanz von Gewaltdelikten hinzuweisen, die sich aus einer falsch verstandenen Männlichkeits-, Dominanz- und Ehrvorstellung ableiten. Nicht zuletzt lernen Jugendliche auch dabei, welche rechtlichen (und nicht nur gewaltförmigen) Möglichkeiten sie selber haben bei der Durchsetzung ihrer legitimen Interessen.

Sinnvoll ist auch, die Förderung von Sprachkompetenzen/Kommunikationskompetenzen junger Menschen mit Zuwanderungsgeschichte in Gewaltpräventionsprogramme aufzunehmen: Bereits 1992 konnte Jerusalem in seiner Untersuchung mit türkischen Jugendlichen feststellen, dass nicht die Aufenthaltsdauer allein, sondern vielmehr die Sprachkompetenz mit einem höheren Akkulturationsniveau einherging; höhere Sprachkompetenzen reduzierten interethnische Spannungen, ermöglichten eine differenzierte Selbstdarstellung und erleichterten dadurch die soziale Akzeptanz. In entwicklungspsychologischen Studien gilt der Zusammenhang von fehlenden sprachlichen/kommunikativen Kompetenzen und höherer Gewaltbelastung als gesichert (Moffitt, 1993). So wurde festgestellt, dass bei persistent Delinquenten verbale Fähigkeiten beeinträchtigt sind: Mangelnde kommunikative Möglichkeiten bzw. Ausdrucksrepertoire erweisen sich deshalb als Gewalt begünstigend, weil deeskalierende diskursive Fähigkeiten schwächer ausgebildet sind. Deshalb könnte also auch die Förderung kommunikativer Kompetenzen/Sprachkompetenzen indirekt gewalthemmende Wirkungen entfalten, womit die Klammer von Gewaltprävention und Sensibilität für interkulturelle Lebenslagen geschlossen wird. Effektive Gewaltprävention basiert nicht zuletzt auch darauf, dass im alltäglichen Umgang mit Migranten rassistische und vorurteilsbeladene Haltungen und diskriminierende Praktiken vermie-

den sowie aktiv dagegen vorgegangen wird. Denn wenn bestimmte Personengruppen, so etwa Migrantenjugendliche, stets die Erfahrung machen, dass sie zu den „Ausgestoßenen“ zählen, dass sie unerwünscht sind, dann kann das kaum zu einer Veränderung der missbilligten Situation beitragen, weil sie ihrerseits als „Ausgestoßene“ keinen zwingenden Grund sehen, sich zu ändern und die Normen jener anzunehmen, die sie ausgrenzen. Eher wird durch Vorurteile das Risiko der Viktimisierung von abgewerteten Gruppen erhöht. So konnte zum Beispiel Brüß (2004) empirisch zeigen, dass eine Befürwortung sozialer Dominanz bei deutschen Jugendlichen zu einem Anstieg an aggressiven antisozialen Aktivitäten führte. Für die Frage der Gewaltprävention bei Migranten heißt das, dass auch Akteure der Mehrheitsgesellschaft einzubeziehen sind. Obwohl der Einsatz für ein vorurteilsloses, nicht-diskriminierendes Miteinander von Mehrheiten und Migranten für die unmittelbare Gewaltprävention gering sein mag, so ist er doch als ein öffentliches Signal bedeutsam und in Institutionen prägend für ein Klima von Respekt, in dem auch latenten Rassismen keine Chance gegeben wird.

Der Autor:



Prof. Dr. Haci-Halil Uslucan ist Professor für Moderne Türkei-Studien an der Universität Duisburg-Essen/ Fakultät für Geisteswissenschaften und wissenschaftlicher Leiter des Zentrums für Türkei-Studien und Integrationsforschung.
www.uslucan.de

Literatur:

- Babka von Gostomski**, Christian (2003). Einflussfaktoren inter- und intraethnischen Gewalthandelns bei männlichen deutschen, türkischen und Aussiedler-Jugendlichen. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 23, 399–415.
- Baumrind**, D. (1991). Effective parenting during early adolescence transition. In P. A. Cowan & M. E. Hetherington (Eds.), *Family transitions* (pp. 111–163). Hillsdale NJ: Erlbaum.
- Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration** (2005). Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland. Bonner Universitätsbuchdruckerei.
- Beelmann**, A., **Stemmler**, M., **Lösel**, F. & **Jaursch**, S. (2007). Zur Entwicklung externalisierender Verhaltensprobleme im Übergang vom Vor- zum Grundschulalter: Eine differenzielle Analyse von Risikoeffekten des mütterlichen und väterlichen Erziehungsverhaltens. *Kindheit und Entwicklung*, 4, 229–239.
- Brüß**, J. (2004). Zwischen Gewaltbereitschaft und Systemvertrauen. Eine Analyse zu aggressivem antisozialen Verhalten zwischen deutschen, türkischen und Aussiedler-Jugendlichen. München: DUV.
- Darling**, N. & **Steinberg**, L. (1993). Parenting style as context: an integrative model. *Psychological Bulletin*, 113, 487–496.
- Döpfner**, M., **Plück**, J., **Berner**, W., **Englert**, E., **Fegert**, J. M., **Huss**, M., **Lenz**, K., **Schmeck**, K., **Lehmkuhl**, G., **Lehmkuhl**, U. & **Poustka**, F. (1998). Psychische Auffälligkeiten und psychosoziale Kompetenzen von Kindern und Jugendlichen in den neuen und alten Bundesländern – Ergebnisse einer bundesweit repräsentativen Studie. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 27, 9–19.
- Flade**, A. (1986). Prävention von Kriminalität durch Wohnumweltgestaltung. In *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform*, 69, 46–55.
- Gove**, W. R. (1985). The Effect of Age and Gender on Deviant Behavior: A Biopsychosocial Perspective. In A. S. Rossi (Ed.), *Gender and the Life Course* (pp.115–145). New York: Aldine.
- Guralnick**, M. J. (2008). International perspectives on early intervention: A search for common ground. *Journal of Early Intervention*, 30(2), 90–101.
- Hölling**, H., **Erhart**, M., **Ravens-Sieberer**, U., **Schlack**, R. (2007) Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern und Jugendlichen – Erste Ergebnisse aus dem Kinder- und Jugendgesundheitsurvey (KiGGS). *Bundesgesundheitsblatt*, 50, 784–794.
- Jerusalem**, M. (1992). Akkulturationsstreß und psychosoziale Befindlichkeit jugendlicher Ausländer. *Report Psychologie*, 2, 16–25.
- Lerner**, R. M., **Almerigi**, J. B., **Theokas**, Ch. & **Lerner**, J. (2005). Positive Youth Development. A View of the Issues. *Journal of Early Adolescence*, 25, 10–16.
- Leyendecker**, B. (2003). Frühe Entwicklung im soziokulturellen Kontext. In H. Keller (Hg.), *Handbuch der Kleinkindforschung* (S. 381–431). Bern: Huber.
- Marbach**, J. H. (2006): Sozialkapital und Integration im Kindesalter. In: Alt, C. (Hrsg.): *Kinderleben – Integration durch Sprache*. Band 4: Bedingungen des Aufwachsens von türkischen, russlanddeutschen und deutschen Kindern Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften), S. 71–116.
- Mayer**, S., **Fuhrer**, U. & **Uslucan**, U. (2005). Akkulturation und intergenerationale Transmission von Gewalt in Familien türkischer Herkunft. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 52, 168–185.
- Moffitt**, T. (1993) ‚Life-Course Persistent‘ and ‚Adolescent-Limited‘ Antisocial Behaviour: A Developmental Taxonomy. *Psychological Review*, 100, 674–701.
- Nauck**, B. (1990). Eltern-Kind-Beziehungen bei Deutschen, Türken und Migranten. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 16, 87–120.
- Nauck**, B. & **Özel**, S. (1986). Erziehungsvorstellungen und Sozialisationspraktiken in türkischen Migrantenfamilien. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, VI, 285–312.
- Pfeiffer**, C. & **Wetzels**, P. (2000). Junge Türken als Täter und Opfer von Gewalt. *DVJJ-Journal*, 11, 107–113.
- Piquero**, A. R., & **Chung**, H. L. (2001). On the Relationships between Gender, Early Onset, and the Seriousness of Offending. *Journal of Criminal Justice*, 29, 189–206.
- Popp**, U., **Meier**, U. & **Tillmann**, K.-J. (2001). Es gibt auch Täterinnen: Zu einem bisher vernachlässigten Aspekt der schulischen Gewaltdiskussion. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 21, 170–191.
- Schepker**, R. (2009). Beiträge aus der Kinder- und Jugendpsychiatrie zur Prävention und Integration bei Kindern in Zuwandererfamilien. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 58, 263–277.
- Schneewind**, K. A. (2000). Kinder und elterliche Erziehung. In W. Lauterbach & A. Lange (Hrsg.), *Kinder in Familie und Gesellschaft zu Beginn des 21sten Jahrhunderts – Konstanz und Wandel des Kindseins* (S. 187–208). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Schröttle**, M. (2007). Gesundheit – Gewalt – Migration. Eine Vergleichende Sekundäranalyse zur gesundheitlichen und Gewaltsituation von Frauen mit und ohne Migrationshintergrund in Deutschland. Berlin: BMFJFS.
- Seiser**, K. (2006) „Das ist bei türkischen Familien so ...“ Psychodynamische, kulturelle und migrationsspezifische Aspekte der Beratung von Migrantenfamilien. In K. Menne, A. Hundsalz (Hrsg.), *Jahrbuch für Erziehungsberatung*, Band 6 (S. 241–255). München: Juventa.
- Uslucan**, H.-H. (2003). Soziale Verunsicherung, Familienklima und Gewaltbelastung türkischer Jugendlicher. *Zeitschrift für Türkeistudien*, 15, 49–73.
- Uslucan**, H.-H. (2008). Gewalt und Gewaltprävention bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund. In *Texte zur Inneren Sicherheit. Schwerpunkt: Gelingensbedingungen und Grundlagen nachhaltiger Gewaltprävention*. Herausgegeben vom Bundesministerium des Innern (S. 153–176). Berlin: BMI.
- Uslucan**, H.-H., **Fuhrer**, U. & **Mayer**, S. (2005). Erziehung in Zeiten der Verunsicherung. In Th. Borde & M. David (Hrsg.), *Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund* (S. 65–88). Frankfurt: Mabuse.



Ein BJ-Abonnement lohnt sich auch kulturell:

Jeder BJ-Neuabonnent erhält eine Mappe mit fünf handsignierten Bildern von Philipp Heinisch in limitierter Auflage. (Inhalt kann von Abbildung abweichen)

Nur solange der Vorrat reicht!

www.betrifftjustiz.de